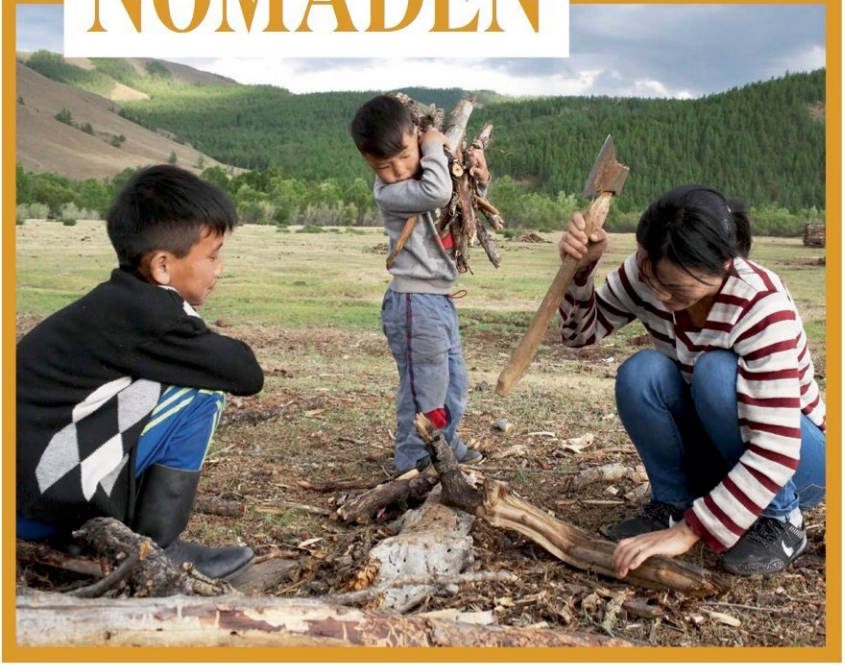
ABENTEUER. Wer die Seele der Mongolei erkunden möchte, kann einen Aufenthalt bei NomadInnen buchen. Organisiert werden nur Anfahrt und Gastfamilie – dann ist man als TouristIn auf sich allein gestellt. Die Geschichte eines ungewöhnlichen Trips.

TEXT *Martin Theis* FOTOS *Sascha Montag/Zeitenspiegel*

URLAUB BEI NOMADEN



Bevor ich in das Leben der NomadInnen eintauchen kann, müssen sie mir erst einmal ein neues Pferd besorgen. Ich sitze auf einem grauen Hengst am Rande des Terelj-Nationalparks etwa 70 Kilometer nordöstlich der mongolischen Hauptstadt Ulan-Bator. Der Rücken des kleinwüchsigen Gauls biegt sich unter meinem Gewicht. Ich bin fast zwei Meter groß und wiege rund 100 Kilo. Meine Gasteltern machen Witze in einer Sprache, die ich nicht verstehe. Der Hengst strauchelt. Nie zuvor bin ich geritten. Nun muss ich es ausgerechnet in der Mongolei versuchen, wo Pferde eine Nummer kleiner zu sein scheinen als zu Hause.

Der Ritt ist die erste Lektion auf dieser Reise, die verspricht, eine besondere zu werden. Mit der Organisation *Ger to Ger* habe ich Urlaub bei mongolischen NomadInnen gebucht. Für fünf Tage werde ich zum Teil einer fünfköpfigen Familie, lebe, esse und arbeite mit ihnen. Ich bekomme einen Einblick in ihren traditionellen Alltag abseits touristischer Trampelpfade und der in Reiseführern ausgewiesenen Komfortzonen. Ein echtes Abenteuer soll es werden, ohne FührerIn, ohne Service, ohne Inszenierung. Ein bisschen paradox erscheint es mir, einen solchen Trip über einen Reiseanbieter zu buchen. Aber ich lasse es drauf ankommen.

Schon bald tut mir der Hintern weh, doch noch etwa zehn Kilometer muss ich mich im Sattel halten. Immerhin: Das neue Pferd ist fast groß genug und in etwa so leicht zu beherrschen wie ein Fahrrad. Es trabt mit mir durch eine beeindruckende Postkartenlandschaft: hellgrüne Hügel, gespickt mit Lärchen und Kiefern, ein Bach fließt entlang rauer Felsformationen, hohe Gebirgsketten erstrecken sich am Horizont. Bald spüre ich jeden Muskel im Oberkörper und meine Zähne tun weh. Meine Gastmutter Amra, eine freundliche 33-Jährige mit rundlichem Gesicht und vielen Lachfalten, begleitet mich auf ihrem Pferd. „Okay? Okay?“, fragt sie immer wieder. Ja, alles okay. Noch neun Kilometer. Ihr Mann Bogi, 37 Jahre alt, fährt hupend mit seinem Motorrad vorbei, hinten drauf mein Rucksack. Vorne, zwischen seinen Oberschenkeln, sitzt seine einjährige Tochter Bodra, in seinem Mundwinkel hängt eine Zigarette.

ANKUNFT. Im Galopp lassen die Rückenschmerzen nach. Je schneller ich das Pferd durch die Steppe treibe, desto schwächer werden die Stöße auf meine Wirbelsäule. Als ich übermütig beschleunige und beinahe seitlich vom Pferd falle, stößt Amra einen Schrei aus. Das Pferd stoppt. Sie übernimmt die Zügel und führt mich im Spaziertempo über den letzten Hügel, hinter dem sich ein weites Tal erstreckt. Unten treiben zwei Kinder eine Schafherde vor sich her. Am Rande eines Wäldchens steht eine Handvoll Jur- ›

„Amra stimmt ein mongolisches Lied an, das nach Sehnsucht klingt.“



ZELTLAGER. In der mongolischen Steppe leben die NomadInnen in ihren traditionellen Jurten. Die lassen sich leicht wieder abbauen. Wenn das Weideland rundherum abgegrast ist, ziehen die SelbstversorgerInnen weiter.



TRADITION. Morgens heizt Amra den Ofen an und setzt als Erstes Milchtee auf. Die NomadInnen trinken den ganzen Tag über nichts anderes. Für die TouristInnen hält sie trotzdem gekochtes Wasser und Schwarztee bereit.

ten, runde Zelte, wie sie die NomadInnen seit Jahrhunderten bewohnen. Mein neues Zuhause auf Zeit.

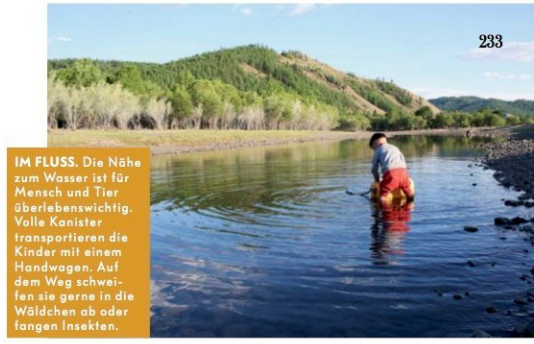
Amra und Bogi leben mit dem Baby Bodra, ihrem Sohn Ganzorig (5), dem adoptierten Batbayar (9) sowie ihrer Tochter Gerel (14). Seit 2011 arbeitet die Familie mit *Ger to Ger* zusammen. Das Leben auf dem Land ist beschwerlich, die NomadInnen leben von ihren Ziegen, Schafen und Rindern. Fleisch und Milch verkaufen sie für wenig Geld, der Markt in der Mongolei ist übersättigt. Aufgrund dürrer Sommer und der harten mongolischen Winter kann es vorkommen, dass eine Herde stirbt. Für die NomadInnen gleicht das einem Bankrott. Immer mehr geben ihr traditionelles Leben auf und ziehen in die Jurtenslums, die um die Hauptstadt herum unkontrolliert wachsen. Dank der TouristInnen von *Ger to Ger* haben meine Gasteltern einen sicheren Grundverdienst, von dem sie monatlich noch etwas für die Ausbildung ihrer vier Kinder sparen.

Durch eine niedrige Holztür betrete ich die Jurte der Familie mit einem weiten Schritt. Bei der obligatorischen Einführung im *Ger to Ger*-Hauptquartier habe ich gelernt, dass es Unglück bringen soll, auf die Schwelle zu treten oder an den Türrahmen zu stoßen. Am Rand des runden Raumes stehen zwei Betten, in der Mitte ein Kohleofen, ein Tisch und ein paar Schemel. Die Jurte besteht aus dämmendem Filz und einem Gerüst aus Holzstreben. Die äußerste Schicht bildet ein weißes Baumwolltuch.

„Bald sieht mein Schaf aus, als hätte es ein Betrunkener frisiert."

ERHOLUNG. Amra serviert Milchtee mit Gewürzen und salziges Gebäck. Ein Stück davon legt sie als Opfergabe auf einen kleinen Altar mit buddhistischen Heiligenbildern. In englischen Stichworten erklärt sie, dass im Sommer viele Gäste kommen, im Winter hingegen, bei minus 35 Grad, traue sich kaum jemand her. Aus einer Truhe holt sie ein Album hervor, darin sammelt sie bunte Geldscheine von Gästen aus aller Welt, von Nepal über Katar bis Australien. Schließlich führt sie mich in die Gastjurte, in der vier Betten stehen. „Sleep?", fragt Amra. Ja, nach diesem Ritt schlafe ich nur zu gerne. Wegen der offenen Wunde, die ich vom Reiben des Sattels über dem Steißbein davongetragen habe, kann ich allerdings nur auf dem Bauch liegen.

Der Tag der NomadInnen beginnt um halb sechs Uhr morgens mit dem ersten Blöken der Ziegen. Orange steigt die Sonne hinter den Bergen auf. Ich sammle etwas Feuerholz für Amra. Dann lassen wir gemeinsam die Kälber aus dem Gatter zu ihren Müttern. Nacheinander dürfen sie kurz an den Eutern saugen, bevor Amra sich auf ihren Schemel setzt und die Mutterkühe mit flinken Bewegungen abmelkt. Nach der dritten Kuh übernehme ich. Nacheinander schließe ich meine Finger um eine Zitze und ziehe daran. Nichts geschieht. Amra stupst mich an und bedeutet mir, kräftiger zu ziehen. Zaghaft fließen die ersten Tropfen in den Plastikkübel, dann schließlich ein dünner Strahl. Amra lächelt zufrieden.



IM FLUSS. Die Nähe zum Wasser ist für Mensch und Tier überlebenswichtig. Volle Kanister transportieren die Kinder mit einem Handwagen. Auf dem Weg schweifen sie gerne in die Wäldchen ab oder fangen Insekten.

AUGENHÖHE. *Ger to Ger* legt großen Wert darauf, sich durch kulturellen Austausch auf Augenhöhe von anderen Reiseanbietern abzuheben. Das Geld, das die Firma mit ihren sogenannten „Humanitären Reisen" verdient, geht laut Gründer Zanjan Fromer zu 80 Prozent direkt an die Nomadenfamilien. Den Rest nutze die Organisation, um Berufstrainings für NomadInnen zu organisieren oder sie beim Verkauf ihrer Produkte zu unterstützen. „Wir finanzieren *Ger to Ger* komplett über andere, organisierte Reisen mit Führern", so Fromer. Bevor er *Ger to Ger* im Jahr 2005 gründete, arbeitete der US-Amerikaner in der Mongolei als Entwicklungshelfer. „Ich sah die Möglichkeit, durch ethischen Tourismus nachhaltig etwas zu verändern."

In diesem Jahr kann meine Gastfamilie das Geld von *Ger to Ger* besonders gut gebrauchen. Der Sommer ist dürr, die Tiere finden wenig zu fressen und geben daher weniger Milch. Eigentlich, so erklärt mir Bogi, ist das Gras um die Sommerzeit 15 Zentimeter hoch und saftig grün. Jetzt aber kräuselt es sich trocken am Boden. Weil die NomadInnen vom Wetter abhängig sind, ist dieses in der Mongolei alles andere als ein banales Gesprächsthema. „Wie ist dein Sommer?" ist eine Begrüßungsformel. In Zeiten wie diesen hofft das ganze Land auf Regen.

Wegen der extremen Wetterverhältnisse wird in der Mongolei so gut wie kein Gemüse angebaut. Das typische mongolische Gericht besteht daher aus Ziegen- oder Schaffleisch und ein wenig Teig. Der Speiseplan der NomadInnen ist nichts für VegetarierInnen. Amra hält aber für den Notfall ein paar Päckchen chinesische Instantnudeln im Küchenzelt bereit. Zum typischen Milchtee serviert sie heißes Wasser und Beutel mit Schwarztee. Dies sind Spuren, die TouristInnen im Lebensstil meiner Gastfamilie hinterlassen haben.

ARBEIT. Ich habe Amra und Bogi am ersten Tag meine Hilfe angeboten und seither nehmen sie mich beim Wort. Wenn ich nicht gerade ›





WOLLE. Wenn die Schafe geschoren werden, packen alle mit an. Auch die TouristInnen dürfen ran. Allerdings braucht es etwas Mut und Beobachtungsgabe – aufgrund der Sprachbarriere wird einem hier nur wenig erklärt.

die weite, menschenleere Gebirgslandschaft erkunde oder im nahe gelegenen Fluss bade, rufen sie mich herbei und geben mir etwas zu tun. Manchmal begreife ich erst, was vor sich geht, wenn ich schon mittendrin bin. Auf einmal stehe ich in einem Gatter und um mich herum trottet dicht gedrängt eine aufgescheuchte Horde Schafe im Kreis. Amra zeigt auf eines, das ich für sie fangen soll. Ich verfolge es, packe es an den Vorderhufen und trage es hinaus. Dann kommt Bogi mit zwei Scheren aus der Jurte, schnappt sich ein weiteres Schaf und bindet den beiden die Hufe zusammen.

Während Bogi mit den Händen durch die Wolle fährt und entlang der Haut abschneidet, sieht mein Schaf bald aus, als hätte es ein Betrunkener frisiert. Die Wolle fällt in Fetzen zu Boden. Schlimmer noch: Bei aller Vorsicht gleitet die Scherenspitze drei, vier Mal in die weiche Haut des strampelnden und schreienden Tieres. Adrenalin durchfährt meinen Körper und ich entschuldige mich. Doch Bogi lacht nur sein verrauchtes Lachen. Die NomadInnen sind mit den Tieren nicht zimperlich – und ich bin nicht der erste Dilettant, der sich hier versucht.

Das Verhältnis der Tiere zu den BesucherInnen ist womöglich gespalten. Beinahe 500 Gäste hatte die Familie in den vergangenen sechs Jahren, die wenigsten dürften sich mit Pferden, Schafen und Kühen besonders geschickt angestellt haben. Dafür freuen sich die Kinder noch immer über jeden Fremden, den sie als Spielkameraden gewinnen können.

AUSKLANG. Die beiden Jungs Ganzorig und Batbayar nehmen mich mit, wenn sie abends mit ihrem Handwagen zum Fluss spazieren, um die Wasserkanister aufzufüllen. Unterwegs schweifen sie vom Weg ab, durchstöbern das Unterholz und präsentieren mir gefundene Käfer auf ihren Handflächen. Im Sonnenuntergang spielen wir mit der großen Schwester Frisbee und Fußball, bis ein klarer Sternenhimmel die mongolische Steppe in silbernes Licht taucht. Nie in meinem Leben habe ich so viele Sterne gesehen. Um Mitternacht dringt aus der Jurte das Jubelgeschrei einer Sportarena, Bogi sieht sich einen Ringkampf auf dem solarbetriebenen Fernseher an. Amra tritt auf das Pedal ihrer alten manuellen Nähmaschine, mit der sie bunte Gewänder und Taschen näht. Hin und wieder stimmt sie ein Lied in mongolischer Sprache an, das nach Sehnsucht klingt.

Die Tage in der mongolischen Steppe sind lang. Es gibt immer etwas zu tun, zu sehen, zu lernen. So kommt mir mein Aufenthalt vor wie eine kleine Ewigkeit. Bis der letzte Morgen anbricht. Zum Abschied überreicht mir Amra eine kleine, selbst genähte Tasche. Dann kommt Bogi auf seinem Motorrad angefahren. Er steigt ab, zeigt auf seinen Hintern, dann auf seinen Motorradsitz und streckt den Daumen nach oben. Er lacht. Ich verstehe: heute kein Pferd. Bogi zündet sich eine Zigarette an und lässt mich aufsteigen. Die Wunde über meinem Steißbein ist fast verheilt.

GAST SEIN

Seit 2005 organisiert *Ger to Ger* (deutsch: „von Jurte zu Jurte") Besuche bei mongolischen NomadInnen, die sich damit ihren Lebensunterhalt sichern. Buchbar sind mehrtägige Aufenthalte bei einer Familie oder Trips zu verschiedenen Familien einer Region. Vor der Abreise bekommen TouristInnen eine anderthalbstündige Einführung in die mongolische Kultur sowie ein kleines Konversationsheft. Varianten der „Humanitären Reisen" sind online über gertoger.org buchbar. Eine Woche bei den NomadInnen kostet 275 Euro inklusive Verpflegung und Übernachtung in einer Gästejurte.